

Peter Nöldechen

GETEILTE ERINNERUNGEN

Berichterstattung aus der DDR **1974 – 1989**

Mit einem Essay von Jens Reich

IMPRESSUM

© 2009 callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Die Texte aus der Westfälischen Rundschau wurden in Orthografie und Interpunktion text- und zeichengenau übernommen.

Layout, Satz und Umschlaggestaltung

callidus. Verlag wissenschaftlicher Publikationen

Technologie- und Forschungszentrum

Alter Holzhafen 19, 23966 Wismar

www.callidusverlag.de, callidus@callidusverlag.de

Druck und Bindung

COMgraph, Szczecin

Autorenfoto

Archiv Nöldechen, Berlin

Printed in the EU

ISBN 978-3-940-677-11-2

c a l l i d u s .

Verlag wissenschaftlicher Publikationen

| | |
|--|-----|
| Er kannte die DDR besser als ich | 7 |
| von Jens Reich | |
| Stellvertretender DDR-Bürger für 16 Jahre | 11 |
| von Peter Nöldechen | |
| Die Jahrgänge | |
| 1974/75 | 17 |
| 1976/77 | 39 |
| 1978/79 | 65 |
| 1980/81 | 95 |
| 1982/83 | 127 |
| 1984/85 | 151 |
| 1986/87 | 177 |
| 1988/89 | 199 |
| Danksagung/Abbildungsnachweis | 237 |

Im Auswärtigen Dienst der Bundesrepublik gilt die ungeschriebene, aber dennoch genau beobachtete Regel, dass die ins Ausland entsendeten Beamten und Mitarbeiter nach spätestens vier bis fünf Jahren abgezogen, zurück in die Zentrale und von dort in ein anderes Land beordert werden. Der Grund dafür soll sein, dass die „Entsendeten“, wenn sie länger im Lande weilen, sich zu sehr mit dem Leben und den Belangen dort identifizieren. Die Vertretung der Interessen der Bundesrepublik könnte dabei aus dem Auge verloren werden – eine merkwürdige Regelung. Besonders sinnvoll erscheint mir die Begründung nicht. Ich frage mich, ob diese auch für Journalisten gilt, wenn sie als Korrespondenten einen Auslandsauftrag erhalten.

Für Peter Nöldechen und die „Westfälische Rundschau“ galt die Regelung nicht oder sie wurde nicht eingehalten. Er hat die vollen letzten sechzehn Jahre der DDR in diesem Land verbracht und die ganze Zeit über regelmäßig und ausführlich Berichte an seine Zeitung nach Dortmund geschickt. Was dabei entstanden ist und wovon hier wesentliche Auszüge in neuer Druckform vorliegen, ist ein veritables Geschichts-Tagebuch dieses Landes geworden – ein Zeitzeugen-Bericht über die gesellschaftlichen Bewegungen und Entwicklungen, über Politik, Gesellschaft, Volksbildung, Wirtschaft und Religion in diesem Lande, das nun bereits seit 20 Jahren nicht mehr existiert. Dessen Menschen aber sind in das größere Deutschland, die neue Bundesrepublik, hineingewachsen und leben mit uns.

Was aus diesen langen Jahren aus Nöldechens Berichten zusammengestellt wurde, ist ein faszinierendes Gegenstück zur Historiografie der DDR, wie sie seit zwanzig Jahren entwickelt wurde. Die Konzentration auf die große Politik und ihre internationalen Verpflichtungen sowie auf die Verlautbarungen der Machthaber durch die Einheitsmedien der DDR haben ein schiefes Geschichtsbild entstehen lassen. Die herrschende Auffassung ist, dass in der DDR eine Diktatur eingerichtet war, in der alle politischen, wirtschaftlichen und lebensweltlich relevanten Entscheidungen im Machtapparat des Zentralkomitees der SED vorbereitet und getroffen wurden, dass das Leben in der Eintönigkeit einer Kommandowirtschaft strukturiert war. Die Bevölkerung habe sich, so heißt es, stumm verhalten, allenfalls passiven Widerstand geleistet und sei politisch teils handlungsunfähig, teils inaktiv gewesen. Die Bürger des Landes habe erst die „Implosion“ des Systems und der sprichwörtliche „Fall“ der Mauer befreit und in die Einheit geführt. So wie im Buche Josua in der Bibel: Als das Volk den Hall der Posaunen hörte, erhob es ein großes Kriegsgeschrei. Da fiel die Mauer um und das Volk stieg zur Stadt hinauf, ein jeder stracks vor sich hin.

So war es natürlich nicht. Die Mauer fiel nicht plötzlich ein, sondern ihre Öffnung wurde in jahrzehntelangem zähen Kleinkrieg des Volkes gegen seine Herrscher erkämpft. Es sollte noch viele Monate dauern, bis sie abgetragen war. Nicht nur im buchstäblichen, sondern auch im übertragenen Sinne: die sprichwörtliche „Mauer in den Köpfen“.

Nöldechens Berichte enthalten eine sehr fein austarierte Hierarchie von Erzählebenen. Einerseits gibt er wieder, was die Nachrichtenagentur der DDR meldete und was auch in der Parteizeitung „Neues Deutschland“ stand. Er schildert die offizielle Linie und seine tiefe Distanz zeigt sich nicht in Kontra-Parolen, sondern in einer subtilen Art, die Verlautbarungen der Machthaber sozusagen in Anführungszeichen zu setzen. Andererseits konzentriert er sich auf Analysen des hinter den Meldungen stehenden konkreten Lebens. Den Machthabern suggeriert er, dass es für ihr Anliegen wichtig wäre, wenn neben deren trockenen Darlegungen auch konkrete Berichte in den Westen kämen. Darauf ließen diese sich ein, denn so verstanden sie ihr Interesse. Was sie nicht erzwingen konnten, war positive Propaganda. Im Gegenteil: Nöldechen spricht an vielen Stellen seine grundsätzlich ablehnende Haltung deutlich aus, in einer Mischung mit unangreifbarer Sachberichterstattung, die immer wieder die Gefahr minimierte, dass er einfach als „Hetzer“ ausgewiesen würde. Das hätte weder seiner Zeitung noch ihm selbst gedient. Er war eben, anders als die Diplomaten, eine Art stellvertretender DDR-Bürger geworden, wie er selbst sagt. Das bedeutet, dass er im Laufe der Jahre viele Freundschaften geschlossen und Netze geknüpft hat, dass seine Berichte mit wohlüberlegten Formulierungen am Rande des von der akkreditierenden Behörde (nicht mehr) Erträglichen ein faszinierendes Gesamtbild des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens dieses Volkes bilden. Zusammengenommen versteht man, wie es langsam abwärts ging mit dem Herrschaftssystem und wie das Volk allmählich widerspenstiger wurde und sich schließlich zu dem großen, friedlichen Aufstand aufraffte, der das Ende der DDR bedeuten sollte.

Ich will hier offen bekennen, dass eine Sammlung von Berichten, wie sie Nöldechen vorlegt, ein Beleg dafür ist, dass er die DDR besser kannte als ich selbst. Das ergibt sich aus seinem Beruf und der damit verbundenen extrovertierten Lebensweise. Wir „inneren“ DDR-Bürger schotteten uns absichtlich ab gegen eine Wahrnehmung des Ganzen in seinen unzähligen Facetten. Wir erkannten dem Staat, in dem wir lebten und den wir nolens volens mit unserer Arbeit stützten, keine wirkliche Legitimität zu und zogen uns in gesellschaftliche und private Nischen zurück. Dort wussten wir natürlich besser Bescheid als jeder Außenstehende; aber das war ein Ausschnittsbild, zudem nicht objektiv. So kommt es, dass dieser sogenannte Außenstehende, der Journalist, der sich wirklich auf das Leben einließ und nicht nur auf die verholzte Öffentlichkeit, es insgesamt gesehen besser beurteilen konnte als der „Eingeborene“.

Der langsame Trend wird in Nöldechens Berichten sichtbar. Ohne dass der Autor sich dessen vielleicht voll bewusst war, erkennt man beim Lesen in zeitgerechter Reihenfolge, wie dieser Staat mit seiner herrschenden Dienstklasse allmählich ins Rutschen geriet, wie alle Koordinaten eine Tendenz auf ein immer näher rückendes Ende anzeigten. Dabei ist es ein großer Vorteil, dass die Berichte damals entstanden sind und nicht mit dem besserwisserischen Blick dessen, der „aus heutiger Sicht“ (Egon Krenz) schreibt. Man fragt sich nur, wie es kommen konnte, dass die politische Klasse

des Westens, die weit mehr Forschungsmittel zur Verfügung hatte, einschließlich der Berichte der Korrespondenten vor Ort, aber auch darüber hinaus – wie es kommen konnte, dass sie vom völligen ökonomischen und ökologischen Ruin der DDR so sehr überrascht wurde. Waren sie Opfer ihres eigenen Wunschdenkens?

Man kann Nöldechens Berichte durchaus diskontinuierlich lesen – einfach irgendwo aufschlagen. Aber für ein Verständnis der langfristigen Tendenzen dieser für Deutschland so wichtigen Epoche von 1974 bis 1989 sollte man synchron lesen – von vorn bis hinten. Dann erkennt man die klare Linie auch im scheinbar abgelegenen Sujet. Ein interessantes historiografisches Buch ist dabei ohne zielgerechte Planung gleichsam aus dem Leben entstanden.

Der Autor lebt heute im vereinten Berlin und damit im Herzen des vereinten Deutschlands, dessen Entstehung er als aufmerksamer Beobachter an zentralem Ort – und von der Ostsee bis zum Erzgebirge – miterlebt und geschildert hat.



Eine halbe Million Bürger demonstrierten auf dem Alexanderplatz in Ost-Berlin, 1989

+++ ÜBER 500 TEILNEHMER BEI SOLIDARITÄTSTREFFEN IN OST-BERLINER KIRCHE BÜRGERRECHTLER SANGEN MIT WUT IM BAUCH GEGEN RESIGNATION AN +++ NACH VERHAFTUNGEN IN DER DDR: KIRCHE GERÄT UNTER DRUCK DER BÜRGERRECHTLER +++ VERHÄLTNISS VON STAAT UND KIRCHE IN DER DDR VERKRAMPFUNGEN +++ KLAUSUR: „UNSERE GESELLSCHAFT BRAUCHT JEDEN MENSCHEN MIT SEINEN GABEN UND FÄHIGKEITEN“ KIRCHE WILL AUSREISEWILLIGE VOM VERLASSEN DER DDR ABHALTEN +++ VERBOTE FÜR KORRESPONDENTEN GAB ES SCHON 1980 DDR-FÜHRUNG: KONSSENS DURCH KIRCHE „GEFÄHRLICH BELASTET“ +++ BERICHTERSTATTER AUS DER DDR: IM ZICK-ZACK DURCH DIE MAUERLÜCKEN +++ ROCK-OPER NACH STEFAN HEYMS „DER KÖNIG DAVID BERICHT“ IN HALBERSTADT URAUFGEFÜHRT DER WAHRHEITSSUCHER WIRD ZUM SCHWEIGEN GEBRACHT +++ UMWELT-STREIT ÜBERSCHATTET WAHLEN IN DRESDEN WIRD SCHON LAUT ÜBER „WAHLBOYKOTT“ NACHGEDACHT +++ ZWISCHEN ZWEIFEL UND HOFFNUNG: GEDANKEN EINES DDR-FLÜCHTLINGS (NR. 4058) NACH DER ANKUNFT IM WESTEN „HÄTTE ICH CHANCEN, WENN ICH NICHT DURCH UND DURCH DEUTSCHER WÄRE?“ +++ DDR IN DER KRISE HINTER DER FLUCHTWELLE SIEHT SED „FEINDE DES SOZIALISMUS“ +++ ERICH HONNECKER SIEHT SEIN „LEBENSWERK“ IN GEFAHR +++ NACH 40 JAHREN DER GÄNGELEI UND STÄNDIGEN MÄNGEL ÜBERDRÜSSIG +++ IN DEN WENIGEN NISCHEN REGEN SICH VORSICHTIG DEMOKRATEGRUPPEN DIE OPPOSITION FORMIERT SICH NUR LANGSAM +++ BÜRGERRECHTLER WOLLEN STAAT „ZUR REPUBLIK“ UMBAUEN +++ WENN IHR DIE ARBEITER NICHT ERREICHT, KÖNNT IHR EINPACKEN“ +++ HERMLIN: JUGEND NICHT ZU AUFRICHTIGKEIT ERZOGEN +++ DER SCHOCK DES 17. JUNI 1953 WIRKT BIS HEUTE NACH +++ DDR-BÜRGER RIEFEN „GORBI, HILF UNS“ UND „MACH WEITER SO“ „NICHT IN PANIK VERFALLEN“: JUBEL FÜR GORBATSCHOW IN OST-BERLIN +++ AUS VOLKSFEST WURDE MASSENDEMONSTRATION DDR GING HART GEGEN „NESTBESCHMUTZER“ VOR +++ GESPRÄCH MIT DEM OBERBÜRGERMEISTER IN DRESDEN FÜRBITTEN FÜR DIE „DIE HIERGEBLIEBEN SIND UND NOCH HOFFNUNG HABEN“ +++ DDR-GENERALSTAATSANWALT WIEGELT AB: KEINE GEWALT GEGEN DEMONSTRANTEN POLIZEI-ÜBERGRIFFE: IM ABENDKLEID VON DRESDEN NACH BAUTZEN GESCHAFFT +++ ZWEI WR-GESPRÄCHE IN OST UND WEST WIR WOLLEN RAUS – WIR BLEIBEN: DDR-BEWohner ZWISCHEN FLUCHT UND AUSHARREN +++ RAU SPRACH MIT KREUZ – VOGEL RUFT IM DDR-FERNSEHEN ZUM BLEIBEN AUF SED VERSPRICHT DDR-BÜRGERN FREIE WAHLEN „MIT ALLEN RISIKEN“ +++ „KEINE NEUEN GURKEN AUS DEM ALTEN FASS“ +++ DER TAG AN DEM DIE TRABBIS KAMEN – VOLKSFEST IN BERLIN +++

Es ist auch kein Stilbruch, wenn Kostüme und Requisiten (etwa Salomons Telefon oder Ethans Schreibmaschine) nicht der biblischen Geschichte entsprechen. Für die Inszenierung holte sich Regisseur Krug einige Gäste, die sich hervorragend in das von blendender Spiellaune erfüllte Ensemble einfügen. Immer wieder Szenenbeifall, vor allem für Jörg Schörner (Salomon) und Klaus Heydenbluth (Ethan), der in der dritten Vorstellung die Rolle vom verletzten Giso Weißbach übernahm.

Umwelt-Streit überschattet Wahlen

IN DRESDEN WIRD SCHON LAUT ÜBER „WAHLBOYKOTT“ NACHGEDACHT

18. April 1989

Dresden. „Vertrauensvoll wollen wir über alle Fragen sprechen, die das Leben des Volkes, die Entwicklung unserer Städte und Gemeinden betreffen.“ Dieses Zitat der „Sächsischen Zeitung“ aus einem „Erfahrungsaustausch“ von SED-Funktionären zur Vorbereitung der Kommunalwahl am 7. Mai wird in Dresden und Umgebung nur noch als Hohn empfunden.

Die Absicht nämlich, mitten im Stadtteil Dresden-Gittersee eine Reinstsilizium-Fabrik zu errichten, weckt nicht nur Umweltängste. Wegen verspäteter und unzureichender Unterrichtung der Öffentlichkeit hagelt es auch Eingaben. Und in den „Wahlversammlungen“ wird ganz offen über einen Wahlboykott gesprochen.

Die Fabrik soll offenbar auf höhere Weisung aus Ost-Berlin gebaut werden. Reinstsilizium ist wichtig für die Elektronik-Industrie, von der sich die DDR-Wirtschaftsplaner einen „Leistungsschub durch umfassende Rationalisierung“ erhoffen. Der Stoff, aus dem elektronische Bauelemente (Chips) hergestellt werden, wird aus dem hochgiftigen und aggressiven Trichlorsilan, einer Salzsäure-Verbindung, gewonnen. Trichlorsilan läßt bei Luft- und Wasserzutritt giftige Dämpfe entstehen. Löslich ist es nur mit Trockenschaum.

Anders als im bayrischen Burghausen, wo die Wacker-Chemitronic Trichlorsilan und Reinstsilizium in einem geschlossenen Kreislauf herstellt, will die DDR – völlig unökonomisch – das Trichlorsilan in Nünchritz bei Riesa, 35 Kilometer nördlich von Dresden, produzieren und dann mit der Eisenbahn und in Tanklastern zur Weiterverarbeitung nach Gittersee schaffen. Darauf beruhen die Umweltängste.

Zum Eklat kam es, als in Dresden durchsickerte, daß der zuständige Wohnbezirksausschuß der „Nationalen Front“, der formal bei der Errichtung oder Veränderung eines Industriebetriebs in einem Wohngebiet gefragt werden muß, gegen das Werk votiert, aber dann eine – offenbar manipulierte – positive Stellungnahme abgegeben hatte. Auch die Bezirks-Hygiene-Inspektion und die Umwelt-Inspektion gaben „wesentliche Einwände“ zu Protokoll. Die Feuerwehr räumte ein, keine Erfahrungen im Umgang mit Trichlorsilan zu haben.

Die Unruhe nahm noch zu, als diese Stellungnahmen am Schwarzen Brett einer Oberschule auftauchten und bekannt wurde, daß im Bezirkstag nach vier kritischen Wortmeldungen eine Aussprache über Gittersee mit einem Geschäftsordnungstrick abgebrochen worden war. Die Erbitte-rung machte sich in den „Wahlversammlungen“ Luft.

Augenzeugen berichteten von Zwischenrufen wie „Gittersee ist zum Abschluß freigegeben“. Bezirksbürgermeister Bernd Lange (SED) wurde beschimpft, und als die Beschlüsse als „unabänderlich“ bezeichnet wurden, hieß es: „Dann geht Freital nicht zur Wahl.“ Die 45.000 Einwohner zählende Kreisstadt grenzt unmittelbar an Gittersee.

Inzwischen hat sich die Evangelische Landeskirche zum Sprecher der Betroffenen gemacht: Bischof Johannes Hempel trug SED-Bezirkschef Hans Modrow deren Sorgen vor; die Landessynode bat die Kirchenleitung, die Bedenken gegen das Reinstsilizium-Werk „unverzüglich und nachdrücklich“ dem DDR-Staatssekretär für Kirchenfragen, Kurt Löffler, vorzutragen. Die Einwohnerversammlungen hätten den Eindruck hinterlassen, hieß es, „daß der Bürger in seiner Mündigkeit nicht ernst genommen“ werde. Dadurch entstehe Mißtrauen. Die Angst vor dem Unberechenbaren der Anlage beeinträchtige die Lebensqualität unverantwortbar. Es sei daher unumgänglich, einen anderen Standort zu finden. Inzwischen fand in der Dresdener Kreuzkirche der erste „Fürbitte-Gottesdienst“ wegen Gittersee statt.

Zwischen Zweifel und Hoffnung: Gedanken eines DDR-Flüchtlings (Nr. 4058) nach der Ankunft im Westen

„HÄTTE ICH CHANCEN, WENN ICH NICHT DURCH UND DURCH DEUTSCHER WÄRE?“

4. September 1989

Dortmund. Was denkt und fühlt ein Mann in den „besten Jahren“ aus der DDR, der sich zur Flucht in die Bundesrepublik entschlossen und dabei die Familie zurückgelassen hat? Der hier folgende, sehr persönliche Bericht ist Auskunft und Selbstauskunft zugleich, weil Zweifel am Sinn der Flucht wie an der neuen Umgebung deutlich werden. Sicher denken nicht alle in den letzten Wochen geflüchtete oder übergesiedelte DDR-Bürger so. Mit Rücksicht auf die Familie des Autors bleibt dessen Name ungenannt. Die genannte Nummer war seine „Laufnummer“ in Gießen und bezieht sich auf den Monat Juli.

Nun bin ich also da. Hier. Angekommen. In Gießen, dem Lager für die Notaufnahme. Vielleicht hätte ich mir das ersparen können. Freunde gaben mir alles, was ich fürs erste brauchte: ein Bett für die Nacht, ein Bier am Abend und schwarzen Kaffee am Morgen.

Aber andere meinten, der Behördenkram ließe sich besser und schneller im „Lager“ erledigen. Das dauere nur drei oder vier Tage. Also fuhr ich nach Gießen – mit dem „Interregio“. Die neue

Bahn für den neuen Bürger? So rosarot ist mir nicht zumute. Da stehe ich nun an einem Julitag des Jahres 1989 vor dem Lager. Gerade 40 Jahre alt, DDR-Flüchtling, und warte, daß man mich zum Bundesbürger macht.

Flüchtling – Republikflüchtling? Das stimmt nicht. „Drüben“ gibt es diesen Begriff nicht. Der Tatbestand heißt Republikflucht. Man wird sprachlich sozusagen zur „Unperson“. Nur das Adjektiv ist erlaubt: Er, sie, es ist republikflüchtig. Als der Pförtner mir die Zimmernummer nennt, mir Bettwäsche, Geschirr und Besteck aushändigt, wünsche ich, ich wäre weder das eine noch das andere. Aber ich bin's halt doch.

Flüchtling, flüchtig, Flucht? Ich bin weder kurdischer Türke noch türkischer Bulgare, auch kein rumänischer Ungar. Man hat mich nicht geschlagen, gefoltert, enteignet oder vertrieben. Ich muß keine komplizierten Begründungen für meine Flucht nennen oder fürchten, abgeschoben zu werden. Mein unschätzbare Vorteil: Ich bin Deutscher. Das Grundgesetz sagt es. Noch, denke ich. Sind künftig Quoten für „Ausreiser“ so ganz und gar unwahrscheinlich? Als gelernter Pessimist bin ich mir da nicht so sicher.

Hätte ich Chancen im reicheren Deutschland zu bleiben, wenn nicht zweifelsfrei feststünde, daß ich durch und durch deutsch bin? Ich verließ nämlich wissentlich eine Familie, Freunde, eine eigene Wohnung, eine gern ausgeübte künstlerische Tätigkeit.

Regt sich bei Ihnen, meine Damen und Herren „Altbürger“, nicht berechtigter Mißmut? Da haben wir doch den Wirtschaftsflüchtling: gierig, unersättlich und nur auf das eigene Wohlleben aus. Immer mehr, mehr und mehr. Niemand hat mir bisher dergleichen unterstellt. Nur, gesetzt den Fall, was könnte ich erwidern? Nichts.

Wie sollte ich einem geborenen Bundesbürger klar machen, was ich suche, was ich abschütteln mußte? Wer nicht selbst erlebt hat, daß auf Dauer Ignoranz, Gängelei, Selbstgerechtigkeit, ständig gefordertes – und geübtes – Wohlverhalten gegenüber dem Staat Fluchtentschlüsse wie meinen fördern, hat es schwer.

Hoffentlich, denke ich, bleiben mir solche Fragen erspart. So ziehe ich ins Haus II, Zimmer 14. Sechs Betten, drei davon belegt. Guten Tag. Ja, da oben ist noch frei. Man mustert mich kurz. Aber, und darüber bin ich froh: Es gibt keine Fragen. Am nächsten Morgen erwache ich früh. Der Waschraum ist gleich gegenüber, voller Grafitis. Deutsch-deutsche Stammbuchverse, die man fotografieren müßte. Eins der krasseren Beispiele gefällig? Bitte: „Adolf Hitler war ein Schwein. Aber, daß er nicht alle Kommunisten vergast hat, ist schade.“

Geschrieben hat das ein junger Deutscher aus der DDR. Dort, wo Rassenhaß, Fanatismus und – natürlich – Antikommunismus offiziell der Vergangenheit angehören. Da haben sich also im Klo lauter Ausnahmen von der sozialistischen Regel verewigt. Mir scheint: der gewöhnliche Faschismus, made in DDR, ist im Kommen. Wozu sonst hier „Wählt Republikaner“?

Ich verlasse den stillen Ort mit den lauten Sprüchen und gehe zur Tagesordnung über. Perfekte Organisation, meine „Laufnummer“ beschert mir einen der vorderen Plätze in der Schlange. Nach zehn Minuten bin ich um 15 DM Taschengeld reicher. Doch nun geht es nicht mehr so schnell. Erst

nach drei Stunden werde ich meine Antragsformulare los. Nach der Station „Arbeitsamt“ ist für heute Schluß.

Beim Abendessen geduldige Schlangen vor der Ausgabe. Bald hat jeder seine Ration. Irgendwie vertraut, denke ich. Jeder bekommt das Lebensnotwendige, wie „drüben“. Aber die Extras, die sein können: Redefreiheit, Freiheit der Kunst und Wissenschaft oder Reisemöglichkeiten, erfordern doch wohl eigene Anstrengungen und Verantwortung. Sind wir, denke ich, dazu erzogen worden?

Der nächste Tag beginnt hoffnungsvoll. Vielleicht könnte ich es bis Dienstschluß schaffen. Also 2. Stock und 4. Stock und irgendwo im Keller auch der Verfassungsschutz. Nein, ich habe nicht und bin auch nicht. Das wird akzeptiert. Ich bin wirklich kein Agent. Das wird akzeptiert. Dann: Abmeldung, Geld und Fahrkarte und zurück zum Bahnhof. Diesmal ist es ein normaler D-Zug.

Ich bin, Gott sei Dank, mit mir und meinen Gedanken allein. Was liegt jetzt vor mir? Offene Weite, antworte ich zögerlich. Und was wünschst Du Dir? Daß die Familie bald wieder bei mir ist. Da wirst Du Dich aber noch gedulden müssen. Ich weiß, sage ich, und habe plötzlich einen Kloß im Hals. War da was zu feiern?

Sonst keine Wünsche? Doch, darf's was Phantastisches sein? Bitte – warum nicht. Keine Flüchtlinge mehr. Nirgends und schon gar nicht in Deutschland.